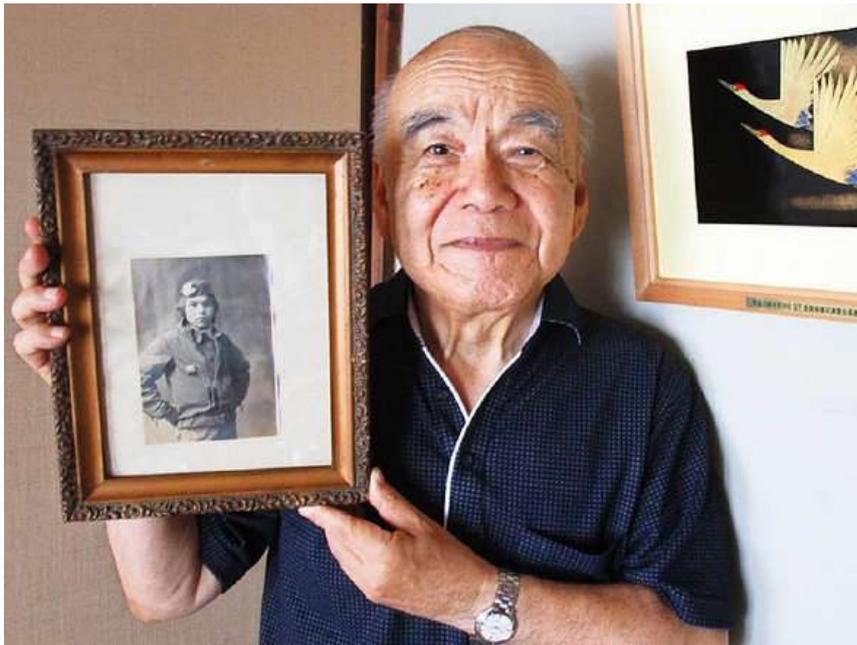


Kamikaze: Brutales Kapitel der japanischen Geschichte

Kamikaze – ein Synonym brutaler Selbstaufopferung in einem grausamen Krieg. Ein Museum in Japan will die Flieger zum Weltkulturerbe erheben. Die letzten noch lebenden Todespiloten erinnern sich.



Todespilot Ikuo Yabushita, damals und heute Foto: Lill



Besuchergruppe im Friedensmuseum von Chiran Foto: Felix Lill (2)/3sat



Einer der teuersten Särge der Welt: der Sturzkampfbomber Yokosuka D4Y Foto: Felix Lill



„Vater ist ein glücklicher Mann“: Kamikazepiloten 1945 Foto: 3Sat

Am 13. August ist es so weit. Ikuo Yabushita soll endlich seine finale Mission antreten, sich fürs Vaterland opfern, den Heldentod sterben. "Männer, seid bereit!", hat der Kommandant ihm und seinen Kameraden zugebrüllt. Ikuo Yabushita reißt die Hand zum Gruß an die Stirn, strafft den Körper und rennt los. Drei Jahre lang hat der 19-Jährige für diesen Moment trainiert. Wie viel Zeit bleibt ihm jetzt noch? Fünf Minuten, zehn, eine halbe Stunde? Er eilt nach draußen auf die Wiese, raus aus der Kaserne, reißt eine Graswurzel aus dem Boden und steckt sie in seine Brusttasche. Zu einer Beerdigung, denkt er, gehört auch Erde.

Wie schon gut tausend Piloten vor ihm kennt Ikuo Yabushita seine Aufgabe präzise: Seinen Sturzkampfbomber, Typ Yokosuka D4Y, soll er in einen US-amerikanischen Flugzeugträger rammen, von denen sich seit Monaten immer mehr der japanischen Küste nähern. Yabushitas Einheit in Tokio ist besonders wichtig. Im August 1945 liegt schon fast ganz Japan in Trümmern, im Südwesten des Landes sind über Hiroshima und Nagasaki Atombomben explodiert, Tokio und

beinahe alle anderen Großstädte sind durch Luftangriffe in Ruinenfelder verwandelt. Yabushita und die anderen jungen Männer sollen wenigstens noch den heiligen Kaiserpalast schützen. Yabushita steigt in die Stiefel, klemmt den Helm unter den Arm, rennt noch einmal zurück zu seinem Bett in der Kaserne und zieht ein Blatt Papier unterm Kissen hervor. Der obligate Brief an die Eltern, abzusenden vor dem Abflug in den Himmel. "Lieber Vater, liebe Mutter..." Doch just als der Junge den Brief zu Ende kritzeln will, brüllt wieder der General durch den Flur: "Falscher Alarm!" Was die Späher auf dem Wachturm geortet haben, ist kein Kriegsschiff, nur ein Fischerboot.

Yabushita atmet durch, irgendwie erleichtert, aber auch irgendwie enttäuscht. Zwei Tage später kapituliert das japanische Kaiserreich. Der Zweite Weltkrieg ist vorbei. Kein Heldentod mehr für den eifrigen Soldaten.

Einer der letzten Todespiloten

Heute gibt es Ikuo Yabushita noch immer, der 89-Jährige ist einer der letzten noch lebenden Todespiloten. Seit 70 Jahren quält ihn das Schuldgefühl, etwas überlebt zu haben, das die meisten seiner Kameraden das Leben kostete. Von ihnen gibt es diese Briefe und den ewigen Ruhm, er dagegen galt in den Nachkriegsjahren als einer, der seinen Job nicht getan hat. Yabushita weiß das, und akzeptiert es. "Die gefallenen Kameraden dürfen wir nie vergessen", flüstert er durchs Telefon aus dem tausend Kilometer östlich gelegenen Tokio. "Sie verdienen Respekt." Ist das alles, was zu dem Thema zu sagen ist? Außerhalb Japans sind die Kamikaze Sinnbild absurdester Exzesse eines ohnehin brutalen Krieges. Japans Verbündete Deutschland und Italien hatten kapituliert, Japan wollte seine Hauptinseln bis zum letzten Mann verteidigen, und die Kamikaze sollten dabei helfen, weniger Flieger, eigentlich in ihrer Funktion bemannte Torpedos. Der Krieg in Fernost steigerte sich mit ihnen zuletzt in eine todesverherrlichende Unbedingtheit hinein, die man heute nur von Terroristen und Gotteskriegern kennt. Was trieb jene Männer an?

In der Kleinstadt Chiran im Südwesten Japans, von wo aus die meisten Flieger ihren letzten Flug antraten, bietet man Erklärungen. Mehr als das: Wie Ikuo Yabushita will man, dass an die Heldentaten für immer erinnert wird. Chirans "Friedensmuseum" versucht derzeit, die Abschiedsbriefe der Flieger, von denen Ikuo Yabushita seinen nicht zu Ende schrieb, zum Weltkulturerbe zu machen. Auch das klingt zunächst bizarr. Natürlich mischt die Initiative die japanische Kulturpolitik auf. Sie könnte die ohnehin fragile diplomatische Balance in Ostasien erst recht kippen. Denn die Idee des Museums erzwingt die Frage: Soll eine staatlich organisierte Selbstmordmission wirklich Teil des Weltgedächtnisses werden? Neben der Chinesischen Mauer, dem Fujiyama oder der Berliner Museumsinsel?

Sicher, zur Menschheitsgeschichte gehört der Horror des Krieges, und Einzelschicksale bieten da mikroskopische Anschauung. Persönliche Geschichten könnten als Mahnung dienen, könnten helfen, unerklärliche Taten zu erklären. So hat Ikuo Yabushita, der auch in Chiran trainierte, die Bitte um ein Treffen und Gespräch über die Selbstmordkommandos zunächst abgelehnt. Seine Bedingung: zuerst ein Besuch im Museum. "Nur wer die Ausstellung gesehen hat", sagte er karg am Telefon, "kann verstehen, was geschah und warum wir nicht vergessen dürfen". Abgemacht.

Die Gedenkstätte liegt einen Fußweg entfernt von einer alten Gartensiedlung der Samurai, jenes gesellschaftlichen Standes, der in Japan bis Mitte des 19. Jahrhunderts für Stabilität und moralische Werte sorgte. Später hoben hier im Studentakt Flugzeuge ab, die nicht zurückkommen würden – entsandt unter Berufung auf Tugenden ebendieser Samurai. Den Kamikaze, was so viel wie "göttlicher Wind" heißt, sagte die Regierung: "Entweder stirbt eure Familie, und das ganze Land geht unter, oder nur ihr. Opfert euch, und ihr rettet ganz Japan." Bei erfolgreicher Mission winkte auch noch eine Beförderung. Posthum zwar, aber Ehre währt ja ewig.

Museum mit Besprechungssaal

Auf der alten Startbahn liegt heute ein großer Parkplatz, auf dem täglich Busse mit Inlands-touristen halten. Dahinter ist der Eingang des Museums. Dort wartet Takeshi Kawatoko, ein älterer

Die Pflicht rief, junge Männer stellten sich den "Umständen"

Herr mit kahlrasiertem Kopf und einer locker sitzenden Anzug-hose. "Sie wollen also lernen", sagt er anerkennend und weist den Weg. Kawatoko führt in einen Besprechungssaal mit Beamer und großer Leinwand, der sonst für Schulklassen genutzt wird.

Auf dem Weg dorthin zieren Bilder von Kampfflugzeugen die Wände. "Sie wissen, wir wollen Unesco-Weltkulturerbe werden. Zweimal haben wir es schon versucht. Diesmal liegen unsere Chancen aber besser. Wir haben jetzt den Aspekt des Friedens stärker betont." Die Rückendeckung des Bürgermeisters habe man auch.

Wie allen anderen Mitarbeitern des Museums ist es Takeshi Kawatoko eine Herzensangelegenheit. Vor 15 Jahren ging der Soldat in Pension, seitdem engagiert sich der 75-Jährige als Tourguide und Storyteller. Gelernt hat er von Überlebenden wie Ikuo Yabushita, deren Schicksale er hier erzählt. "Das Durchschnittsalter der Kamikaze lag bei 21,6 Jahren, viele von ihnen gingen zur Universität", sagt Kawatoko langsam. "Ihre Geschichten hätten anders verlaufen sollen als das, was Sie hier sehen. Ich selbst war japanischer Soldat in einer Ära des Friedens. Aber meine Vorgänger hatten das Pech, im totalen Krieg zu leben." Kawatoko schweigt, wie auf einer Trauerfeier.

Werden hier Kriegstaten glorifiziert? "Unser Friedensmuseum stellt viele Gegenstände und Schriften aus, die von den Soldaten, die während der letzten Momente des Zweiten Weltkriegs ihr Leben gaben, zurückgelassen wurden." So liest sich einer der ersten Sätze in der Broschüre. Einige Absätze später: "Dieses Museum wurde gegründet, um an jene Piloten und den tragischen Verlust ihrer Leben zu erinnern, damit wir alle die Notwendigkeit eines ewig währenden Friedens verstehen und versichern können, dass sich solche Tragödien niemals wiederholen."

Beim Gang durch das Museum bestätigt sich der Eindruck, den die ersten Zeilen erweckten: Hier wird der Krieg nicht verherrlicht. Aber mit letzter Konsequenz verdammt wird er wohl auch nicht. Ein erhaltenes Kampfflugzeug ist ausgestellt, andere Modelle stehen in nachgebauten Versionen da. In Vitrinen liegen die braunen Fliegeruniformen, die Flaggen verschiedener Divisionen, Handgranaten. Die Beschriftungen sind technisch und knapp, erwähnen keine Opferzahlen der Angriffe. An Monitoren laufen Dokumentationen über die Piloten, mit immer demselben Muster: Die Pflicht rief, junge Männer stellten sich den Umständen, Familien verabschiedeten sie in stolzer Trauer.

Viele der toten Flieger sind mit einer eigenen Vitrine gewürdigt. Leutnant Masanobu zum Beispiel. Ein großes Foto zeigt den Familienvater mit Frau und zwei Kindern posierend, dazu eine rührende Beschreibung: Seinen Abschiedsbrief habe Masanobu in der einfacheren japanischen Schriftart Katakana verfasst, weil seine damals drei- und fünfjährigen Kinder die schwierigeren Kanji-Schriftzeichen noch nicht gelernt hatten: "Werdet so groß wie euer Vater. Seid nicht neidisch auf die Väter anderer Kinder. Euer Vater ist ein Gott geworden. Vater kann nicht das Pferd sein, auf dem ihr reiten könnt. Ihr müsst für euch gegenseitig sorgen. Vater ist ein glücklicher Mann. Er reitet auf einer Bombe, die unsere Feinde wegfegen wird."

Nicht alle Briefe lassen festentschlossene Draufgänger vermuten. Der 23 Jahre alte Universitätsabsolvent Hiroshi Maeda, der am 3. April 1945 vor der Küste Okinawas in einen Flugzeugträger raste, fragte: "Wer wird für mich weinen, wenn ich sterbe?" Der gleichaltrige Shinpei Sato, der eine Woche vor Maeda seine Mission antrat, schrieb: "Liebe Mutter, es tut mir leid, dass ich von meiner Kindheit an nichts getan habe als dir Sorgen zu bereiten. Wenn ich meine Augen schließe, denke ich voller Wunder an meine Kindheit." Zum Ende seines langen Briefs schreibt Sato: "Nun

gut, Mutter, ich werde im Yasukuni-Schrein ruhen, der Schrein mit dem großen Tor, den wir auch schon gemeinsam besuchten."

Keines der japanischen Heiligtümer ist umstrittener als dieser Yasukuni-Schrein. Im Zentrum Tokios, nicht weit vom Parlament und der Altstadt entfernt, sind auf einem untypisch großen Schreingelände seit 1869 alle Japaner verewigt, die in Kriegen für ihr Land fielen. Neben all den 1036 Selbstmordpiloten sind hier auch die Namen von 14 verurteilten Kriegsverbrechern der "Klasse A" eingraviert. So sehen viele Yasukuni als Wallfahrtsstätte für Nationalisten, die an Japans Kriegsvergangenheit nicht viel Falsches sehen. Auch Minister und Kabinettschefs haben den Schrein schon besucht, vor einigen Monaten Shinzo Abe, der Premierminister.

Am 15. August dieses Jahres, dem 70. Jahrestag der japanischen Kapitulation, versammelten sich Tausende am Schrein, um der gefallenen Landsleute zu gedenken. Am Abend zuvor hatte Shinzo Abe in einer lang erwarteten Rede offiziell zur Kriegsvergangenheit seines Landes Stellung bezogen. Die Rede war länger als vergleichbare seiner Vorgänger, er benutzte Schlüsselwörter wie "Aggression", "tiefe Trauer" und "innige Entschuldigung". Er nannte auch erstmals Länder beim Namen, die von Japan brutal unterjocht wurden. Allerdings erwähnte er zuallererst die japanischen Opfer. Und wie jedes Jahr gingen Bilder von Ausschreitungen am Yasukuni-Schrein um die Welt, zwischen rechten Pilgern, linken Kritikern und der Staatsmacht.

Könnte aus dem Friedensmuseum in Chiran eine ähnliche Pilgerstätte werden? "Wir müssen hier ganz klar sein", versichert Takeshi Kawatoko, "wir wollen den Krieg nicht gutheißen. Im Gegenteil". Auffallend ist aber auch, dass von den 500 000 Besuchern im Jahr die nach den Japanern nächstgrößten Gruppen aus Taiwan und den USA kommen – zwei Japan diplomatisch eng verbundene Länder. Aus dem benachbarten China und aus Südkorea kommen viel weniger. Insgesamt machen ausländische Besucher nur fünf Prozent aus. Ist dies nicht schon ein Grund, warum das Vorhaben scheitern muss? Und warum ein Aufmarsch Rechtsnationaler zu befürchten wäre?

Um dem vorzubeugen, könnte das Friedensmuseum von Chiran internationale Kooperationen eingehen, zum Beispiel mit Gedenkstätten für Kriegsoffer anderswo: Eine knappe Autostunde südlich der südkoreanischen Hauptstadt Seoul erinnert etwa ein Museum an zwangsprostituierte Frauen, die an der japanischen Front Soldaten bedienen mussten. Die "Trostfrauen", von denen einige Überlebende heute in einer betreuten Wohngemeinschaft auf dem Gelände leben, kämpfen nach wie vor um Entschädigungen vom japanischen Staat. Auch in China erinnern mehrere Museen an die Opfer des Zweiten Weltkrieges. Ebenso in den USA, wo auf Pearl Harbor eine riesige Gedenkstätte den japanischen Angriff auf den Militärstützpunkt dokumentiert, und anderswo.

Ein internationaler Schulterschluss einstiger Feinde könnte eine klare Botschaft senden. Und politisch wäre sie wohl machbar, denn das Museum in Chiran wurde von der Stadt ins Leben gerufen – nicht von der Regierung in Tokio, die sich auf diplomatischer Ebene weiterhin nicht mit ihren Nachbarn einig ist. Aber an so einer länderübergreifenden Kooperation hat man im Museum von Chiran kein Interesse. "Wir wollen unseren eigenen Beitrag leisten, um an die Opfer zu erinnern", sagt Takeshi Kawatoko. "Der japanische Fall ist ein sehr besonderer." Nur, wofür kann ein Museum wie das in Chiran stehen, wenn es von Frieden spricht, aber das Gegenteil zeigt? Und wenn die Kamikaze Opfer von Staatsgewalt waren, warum dann kein Schulterschluss mit den Opfern anderer Länder eingehen? Eine Frage für einen, der alles selbst erlebt hat.

Ikuo Yabushita, der Todespilot, der fliegen wollte, aber nicht durfte, lädt zu sich nachhause ein. Für einen 89-Jährigen ist er erstaunlich fit, steigt Treppen, steht aus dem Schneidersitz auf, um Fotoordner aus dem Regal zu holen. Sein Häuschen im Norden von Tokio hat zwei Stockwerke. Das Obergeschoss, in das er nicht ohne Stolz bittet, erinnert an das Museum in Chiran: An der

Wand hängen Bilder verschiedener Flugzeuge, daneben eines von ihm, 19-jährig in Uniform und mit Fliegerbrille, todesmutig.

Anders als der ehemalige Soldat Takeshi Kawatoko, der nie im Krieg war, wollte Yabushita nach 1945 nichts mehr mit dem Militär am Hut haben. Seine mechanischen Kenntnisse aus der Kamikazeausbildung nutzte er, um Schienen zu legen und das Land wiederaufzubauen. Aber an seine Vergangenheit, in der er sich aus Verantwortungsgefühl freiwillig als Flieger gemeldet hatte, denkt er trotzdem nicht voller Greuel.

"Wir Überlebenden treffen uns jedes Jahr und fahren ins Museum", sagt Yabushita zufrieden. Dann schwelgen die Kameraden im Galgenhumor von damals. "Ein Flugzeug kostete 45 000 Yen. Für den heutigen Wert müsste man das mit dem Faktor 2000 multiplizieren. Deshalb sagten wir uns: Wir haben die teuersten Särge der Welt." Herzliches Gelächter. Auch er, der nie ein politisch denkender Typ gewesen sei, ist deutlich: "Nie wieder sollte Japan Krieg führen. Ich halte auch nichts von militärischer Aufrüstung." Yabushita trifft damit den Ton der Mehrheit der Japaner.

Aber auch Yabushita kann nicht verbergen, dass er in den Kamikaze viel Gutes erkennt. "Kameradschaft, Mut, Pflichtgefühl", zählt der drahtige Mann auf und fährt dabei die Finger aus. Das seien Tugenden, die bei der jungen Generation von heute oft fehlten. Braucht die Welt also mehr Leute mit den Qualitäten Kamikaze? Typen, die so viel vaterländische Verantwortung empfinden, dass sie sich notfalls in den Tod stürzen? Yabushita schlürft kalten Malztee, schweigt einen Moment und blättert in einem der Fotoalben, die jetzt neben ihm auf dem Boden liegen. "Nach dem Krieg wurde das Leben besser. Meine Frau und ich konnten nach Europa, Amerika und China reisen." Aber, sagt er dann, "der Krieg, das waren andere Zeiten".

Die Überlebenden treffen sich bis heute jedes Jahr

Ist es das, was vom Museum in Chiran zu lernen ist? Dass die Menschen damals das Richtige taten, weil sie nicht anders konnten? Im Japan von 1945 kam ein junger Mann, der sich dem Pilotendienst verweigerte, in große

Schwierigkeiten. Die Menschen aber, die trotzdem nicht mitmachten, weil sie Krieg für den falschen Weg hielten, bekommen im Japan von heute wenig Beachtung. Es waren wenige, und ihnen werden heute auch keine regelmäßigen TV-Dokus gewidmet wie den vermeintlich mutigeren Kamikaze.

Dieser Tage entscheidet Japans Kulturministerium, welche von 16 nationalen Bewerbungen es für die Unesco nominiert. "Ich bewundere die Tapferkeit dieser jungen Männer", sagt Takeshi Kawatoko zum Schluss im Museum. Ähnlich sagt es Ikuo Yabushita. Die Briefe der Kamikaze, die in Chiran liebevoll dokumentiert sind, zählen zu den Favoriten. Einen Beitrag zur Aufarbeitung eines brutalen Kapitels der Menschheitsgeschichte liefern sie. Aber einen einseitigen.

Kamikaze – Göttlicher Wind

"Kamikaze" hießen im Zweiten Weltkrieg jene japanischen Flieger, die sich mit ihren Bombern auf feindliche Ziele stürzten. Der Begriff besteht aus den japanischen Schriftzeichen für "kami" (Gott) und "kaze" (Wind), also "göttlicher Wind". Die selbstmörderische Kamikaze-Taktik entwickelte die japanische Führung 1944 nach schweren Verlusten im Pazifik. Die Stärke der USA lag in deren Flugzeugträger, die die kleinen japanischen Flugzeuge mit ihren 250-Kilo-Bomben kaum beschädigen konnten. Um dies zu ändern, verzichtete man fortan auf die Rückkehr der Piloten. Bis 1945 flogen Kamikaze-Bomber geschätzte 3000 Angriffe, 85 Prozent der Piloten starben dabei. Die Kamikaze von damals gelten als Vorbilder für moderne Selbstmordattentäter. Eindrückliches Beispiel: die Angriffe vom 11. September 2001.

15.000 Zeichen